

Ein Märchen für Kinder von Anna Plathow.

Auf der Schützenwiese draußen vor der Stadt stand ein Karussell. Einmal Schöneres hatte man nie gesehen, als dies lustige, mit roten Luchern behängte Gerüst, mit der Bergelung an den Balken und den wehenden Fähnlein, mit den spiegelnden Innenwänden von Glas und den hundert Lichtern, die Abends darauf spielten. Und die herrlichen Fahrzeuge, die da zur lustigen Fahrt bereit hielten. Die Jugend drängte heran und prügelte sich fast an der Kasse, jeder von den Jungen wollte auf einem Löwen oder Tiger reiten, auf dem Rücken eines Kameels oder auf dem langen Hals der Giraffe sitzen. Die kleinen Mädchen fuhren lieber in der goldenen Kutsche, die von feurigen Pferden, oder in der Gondel, die von mildweissen Schwänen gezogen wurde. Und der Mann an der Kasse schrie unaufhörlich: „Nur heran, meine kleinen Herrschaften, die Reife um die Welt kostet nur fünf Pfennige.“ In der Mitte vor der Spiegelwand stand ein Dreihörner; ein Mädchen saß auf seiner Schulter, schnitt lustige Grimassen und machte tolle Sprünge, und zuletzt tanzte es zur Musik. Die Kinder lachten, die Musik spielte, und das Karussell setzte sich in Bewegung. Es war unvergleichlich schön.

Draußen am Gitter stand ein blauer Affe. Seine Zade war zerfetzt, und Strümpfe und Schuhe hatte er nicht. Er hielt die Arme gekreuzt und schaute mit großen, sehnsüchtigen Augen auf die herrliche Fahrt. Die Musik spielte eine süße Weise und ließ langsam glitten die Wagen mit den feurigen Rossen, die wilden Tiere und die Gondel mit den Schwänen vorüber. Der Affe blickte ihnen verhängend nach. Nun wurde die Musik feuriger, die Wägen schienen sich zu beleben, sie liefen schneller, der Schritt wurde Trab, der Trab Galopp, Löwe und Panther jagten hinter drein und peitschten fast mit Schweiß und Pranten die Erde, eine tolle Jagd begann.

Der Affe schloß die Augen, nun sah er noch besser. Reiten mochte er so auf dem schwarzen feurigen Hengst, weit, weit fort, bis an das Meer, und dann bestieg er die Gondel und ließ sich von den Schwänen über's Meer ziehen, bis dahin, wo die Affen auf den Bäumen umher kletterten, wie bei uns die Eichhörnchen, wo die schönsten süßen Früchte an den Bäumen hingen und Rüsse so groß wie ein Kindertopf, und schwarze, nackte Menschen kamen, die sie einammelten. Das hatte ihm alles sein Großvater erzählt — der hatte ihn auch mal Karussell fahren lassen; ja, das war nun schon lange her. Aber er fühlte es noch, wie schön es war, so dahin zu laufen und dann immer langsamer zu schweben, gleich, als wäre man ein Vogel.

Die Fahrt war zu Ende. Die Kinder trugen nur widerwillig aus, sie neigten den Affen mit Stößen, und dieser sprang schreiend auf den Zaun, dahin, wo der arme Christel stand. Christel streckte ihn und holte ein paar Haselnüsse aus der Tasche, die er im Walde gefunden. Die gab er dem Affen, der sie geschickt mit den Zähnen aufbiss und den Kern verzehrte, so gierlich, als sei er eine Gräfin.

„Nacht! riefen die Kinder jubelnd. Da erschraf der Affe und ließ die letzte Nuss fallen, er sprang ihr nach und mit einem Purzelbaum mitten unter die Kinder. Schreiend stoben diese auseinander, eins trat dem Affen auf den Schwanz, der schrie, der Mann an der Kasse schalt und packte den armen Christel am Ohr. „Wie kannst Du meinen Affen schlagen?“ rief er wütend.

„Ich habe ihn nicht geschlagen!“ entgegnete Christel beschwiden. „Was lungerst Du denn hier herum?“

„Ich möchte so gern einmal Karussell fahren,“ sagte Christel wehmütig, „aber ich habe kein Geld.“

„Dann mach, daß Du fortkommst!“ schrie der Mann. „Glaubst solch' Beteltap, es könne uns betrogen!“

Meinend und beschämt schlich Christel von dannen. Seine Eltern waren todt, sein lieber Großvater auch. Nun war er bei harten Leuten, mußte schon, so klein wie er war, für's tägliche Brod arbeiten; aber gebettelt hatte er noch nie.

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“

A. P. Lindolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 26. Juli 1901.

Jahrgang 21. No. 47.

Da fühlte der Besitzer des Karussells ein schwaches Mitleid, er sah sich nach dem armen Christel um, aber der war verschwunden.

Christel suchte im Walde ein großes Bündel Reisig zusammen, denn das mußte er täglich thun. Als es dunkelte, lud er es auf den Rücken und ging leuchtend heimwärts. Aber seiner Pflegemutter war es noch nicht groß genug, und so gab sie ihm statt Abendbrod Schläge und schickte ihn hungrig zu Bett. In dem Verschlag unter der Treppe war sein Strohlager, da legte er sich weinend hinein.

Das Pringchen fuhr indessen in der goldenen Kutsche mit den vier Schimmeln auf dem Karussell. Pringzimal fuhr es in der Runde, dann hatte es genug. Da führten es die Eltern hinweg in den großen schönen Saal, wo nun ein Festmahl sein sollte. Lauter schön gekleidete Männer und Frauen waren da, und der Schützenkönig, der sonst ein Gerbermeister war, wurde nun mit „Eure Majestät“ angeredet, und das sogar vom Bürgermeister. Er war sehr vergnügt und tanzte mit seiner Frau Königin. Und auch das Pringchen war vergnügt, denn die Damen nahmen es auf den Schooß und gaben ihm Kuchen und Zuckerwerk zu essen, und die Herren ließen es vom süßen Wein nippen. Da wurde es schläfrig, und die Mutter schickte es mit der Magd nach Hause. Aber die Magd ging am Tanzsaal vorbei, und da traf sie zufällig einen Soldaten, der sie kannte, und der bat sie, einmal mit ihm rund herum zu tanzen. Das wollte sie ihm nicht abschlagen, und so ließ sie des Pringchens Hand los und ging mit dem Soldaten.

Das Pringchen stand draußen und fror, und schließlich wollte es allein nach Hause laufen. Als es aber bei dem Karussell vorbei kam, das jetzt ganz einsam im Dunkeln stand, wurde es so müde, und es dachte daran, wie schön es sich in der goldenen Kutsche fuhr, und stieg ein und rief: „Gut, hutto, meine Pferde.“ Aber die Pferde wollten nicht von der Stelle, und da sah er, daß sie schliefen. Nun legte er sich auf den Kutschersitz und schlief auch.

Der arme Christel aber wachte. Er lag auf dem Stroß und konnte nicht schlafen, er war so hungrig und so traurig. Er dachte an seinen Großvater, auf dessen Knie er so gern gegessen hatte. Ja, der konnte erzählen! Ueberall war er hingekommen als Matrose, die fernsten Länder kannte er, und was wußte er alles für Geschichten, besonders von den Affen, die so possierlich waren.

Aber ach, nun hatte ihn niemand mehr lieb, seit auch seine Mutter todt war. Er hing an bitterlich zu weinen. Plötzlich klopfte es leise ans Fenster. Christel war nicht furchtsam, so ging er hin und öffnete. Draußen auf dem Fensterrand saß der Affe. „Komm mit!“ sagte er. „Jetzt schläft mein Herr, nun kannst Du fahren, so viel Du willst, Niemand wird Dich fort-treiben.“

Christel ließ sich das nicht zweimal sagen. Hurtig schlüpfte er in seine Kleider, schwang sich auf's Fenster und sprang mit dem Affen hinaus. Sie liefen gleich quer über die Wiese. „Wie gut Du bist!“ sagte Christel unterwegs zum Affen.

„Das ist nur schulbige Dankbarkeit!“ erwiderte dieser. „Du hast mir Rüsse geschenkt und mich getreulich, während die anderen Kinder mich quälten. Nun sollst Du auch eine Freude haben. So, da sind wir angelangt, feige ein!“

Er half dem Christel in die goldene Kutsche, dann ließ er ihn und wickelte die Schnur ab, die das Karussell festhielt, und — sobald setzte es sich in Bewegung. Weit einem Sage sprang der Affe auf den Kutschersitz, nahm die Zügel der Pferde in die Hand und „hui“ ging's fort, immer schneller und schneller. Der Mond war hervorgekommen und beleuchtete die Gegend. Zwar fuhren sie nur immer im Kreise herum, aber die Gegenben flogen nur so an ihnen vorbei.

„Nun sind wir in den heißen Ländern,“ sagte der Affe. „Siehst Du, wie das Kameel unter seiner Last im Wüstenstaube leucht? Und die spitzen Bauten dort sind Pyramiden, da liegen die Könige drin begraben.“

„Ach, wie schön,“ rief Christel freudig. Da stöhnte etwas neben ihm. Er schrak und blickte er sich um und sah im Mondlicht das Pringchen in der Kutschenecke schlummern. „Nun sind wir in China!“ sagte der Affe. „Sieh nur, wie die Chinesen mit den Köpfen nicken, sieh, wie ihre Böpfe wackeln. Die Thürme ihrer Tempel sind von Porzellan, und sie tragen silberne Glöckchen. Hörst Du sie läuten?“

„Das hier ist Amerika. Siehst Du die roten Männer in Feuertüchern,

die mit der Umbrüst hunte Vögel schießen? Das sind die Rothhäute, die Indianer.“

„Ich fürchte mich, Papa, Mama!“ schrie das Pringchen. „Fürchte Dich nicht, ich bin ja bei Dir,“ sagte Christel tröstend und schlang die Arme um seinen Hals, „ich verlasse Dich nicht. Wir reisen zusammen um die Welt.“

„Siehst Du die schwimmenden Eisberge und die weißen Fjeden darauf? Das sind Eisbären. Wir kommen nun an den Nordpol,“ erklärte der Affe. „Huh, es ist kalt und mich friert,“ stöhnte das Pringchen.

Da zog Christel seine Zade aus und hüllte es warm ein. „Was für ein helles Licht ist das dort in der Ferne?“ fragte Christel. „Ist das das Nordlicht? Sieh, es wimmert immer näher, es sieht aus, als wären die Sterne herabgefallen.“

„Ja, es kam immer näher. Leute mit Fackeln liefen über das Feld, und als sie die Kinder im Karussell erblickten, riefen sie: „Hurra, da ist er,“ denn sie waren ausgezogen, den Prinzen zu suchen. Bums stand das Karussell still. Der Affe verschwand, und der Mond beleuchtete nur die Schützenwiese.

„Hab' ich Dich endlich, mein Jungchen!“ rief die Mutter und tanzte ihn. „Du hast uns schöne Sorge gemacht,“ sagte der Vater. Er sah jetzt nicht mehr aus wie ein König, er hatte schon die Uniform ausgezogen und kam in Pantoffeln und Nachtmütze. „Hast Du Dich sehr gefürchtet, so allein im Dunkeln?“ fragte die Mutter weiter.

„Nein,“ sagte der Kleine led. „Der Christel war ja bei mir, wir sind rund um die Welt gereist und kommen direkt von den Eisbären.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte die Mutter, „daß Du in der kalten Nacht von den Eisbären geträumt hast, nun sollst Du aber rasch ins warme Bett.“

„Der Christel muß auch mit!“ sagte der Kleine eigenförmig. „Ja, aber was werden dann seine Eltern sagen?“

„Ach Gott,“ seufzte Christel, und eine Thräne stahl sich über seine bleiche Wange, „ich habe ja keine Eltern mehr.“

„O Du armes Waislein!“ sagte die Frau mitleidig. „Hast meinen Jungen so warm zugebedt mit Deinem eigenen Jöpplein. Bist wohl brav. Was meinst Du, Mann, sollen wir ihn mit heimnehmen?“

„Meinetwegen!“ sagte der Mann autmützig. „Lieber habe ich zwei Buben als keinen, und wenn sie zusammen um die Welt gereist sind, sind sie schon an einander gewöhnt.“

So bekam der arme Christel wieder Vater und Mutter.

Wie ein Sur einen englischen Offizier gründlich hineinlegte.

Auf einer Bureaufarm spielte sich unlängst zwischen ihrem Besitzer und einem englischen Offizier folgende Scene ab: Der Offizier: „Ich habe Befehl, sämtliche Futtermittel, die sich auf der Farm befinden, anzulassen oder verbrennen zu lassen. Ich ziehe das Letztere vor. Verbrennen Sie sofort das Stroh hier auf dem Hofe.“ Der Farmer: „Aber, Herr Leutnant! Ich...“ Der Offizier: „Nichts da! Es wird verbrannt!“ Der Farmer: „Ja, wenn Sie durchaus wollen, aber...“ Der Offizier: „Marsch! Keinen Widerstand!“ Das Stroh wird verbrannt, worauf der Farmer in Seelenruhe zu dem Offizier sich wendet: „Ich wollte Ihnen vorhin nur sagen, daß mir das verbrannte Stroh von der englischen Fourageverwaltung abgekauft ist und ich vor einigen Stunden das Geld dafür erhalten habe.“ — Das Gesicht des englischen Offiziers war nicht gerade gefreut, als er darauf sein Köpflein wandte und zum Thore hinausritt.

Ein Streit der Todtengräber um eine königliche Leiche.

Anlässlich des Streits der Todtengräber von Neapel erinnert der „Gil Blas“ an einen ähnlichen Streit in einem früheren Jahrhundert. In Paris gab es einst eine Classe von Leuten, die sogenannten „hanouards“, die den gleichen Beruf wie die heutigen „foris de la Halle“ ausübten, nämlich Salzträger waren. Diese „hanouards“ besaßen das Privilegium, beim Leichenbegängnis des Königs seinen Sarg von Notre Dame nach Saint Denis zu tragen. Bei der Leichenfeier König Karls des Siebenten bewies der königliche Schatzmeister ihnen gegenüber eine außergeröbliche Anwesenheit, und die „hanouards“ beschloßen deshalb, nur eine dem Lohn entsprechende Arbeit zu verrichten. Sie machten bemach mitten auf dem

Weg nach Saint Denis Halt, stellten den Sarg, der den Leichnam des Königs umschloß, nieder und erklärten, ihn nicht weiter tragen zu wollen, Wohl oder übel mußte der Schatzmeister ihre Forderungen bewilligen.

Der Champion aller Entenrupperinnen der civilisirten Welt.

Ein amüsantes Wettbewer, an welchem sich 75 junge Mädchen von Easthampton, Westhampton und Southhampton beteiligten, fand jüngst, wie von mehreren Blättern gemeldet wird, auf einer Farm zu Spout (Long Island) statt; es handelte sich darum, in Erfahrung zu bringen, welches von den jungen Mädchen in einer bestimmten Zeit die meisten Enten rupfen würde. Auf ein von dem Farmer gegebenes Zeichen machten sich die Damen mit feberhaftem Eifer an die Arbeit, und bald flogen die Federn nach allen Richtungen hin. Eine Stunde nach der Eröffnung des Wettbewerbes hatte Fräulein Dolly Daynor, ein sehr hübsches Mädchen von Westhampton, alle ihre Mitwettperinnen ganz bedeutend „übercupft“. Sie bezieht den Vorprung bis zum Schluß und als das Betruppen beendet war, hatte sie 110 Enten gerupft, und wie es scheint, alle Records geschlagen, obwohl sie eine halbe Stunde länger gerupft hatte als ihre Colleginnen. Fräulein Dolly wurde nicht nur zum Champion aller Entenrupperinnen der civilisirten Welt ernannt, sondern erhielt außerdem noch \$5 in barem Gelde und eine kleine silberne Ente als Preisbescherer.

Nichard Wagners große Musikdramen in ununterbrochener Aufführung.

Die Statistik hat immer ihr Gutes, d. h. für Leute, die sonst nichts zu thun haben. Einer dieser draben Zeitgenossen hat seine Zeit nicht besser angewendet, als damit, daß er ausrechnet, wie viel Zeit die Aufführung eines jeden der zehn großen Musikdramen von Wagner erfordert, und er hat sehr gewissenhaft gearbeite. Nach seiner Rechnung ist es erwiesen, daß man, von den Zwischenacten abgesehen, 2 Stunden 44 Minuten für die ungehörte Aufführung von „Rienzi“ braucht, 2 Stunden 21 Minuten für die des „Fliegenden Holländer“, 3 Stunden 8 Minuten für „Tannhäuser“, 3 Stunden 7 Minuten für „Lohengrin“, 2 Stunden 17 Minuten für „Tristan und Isolde“, 2 Stunden 28 Minuten für „Rheingold“, 3 Stunden 53 Minuten für die „Meistersinger“, 3 Stunden 18 Minuten für die „Walküre“, 3 Stunden 44 Minuten für „Siegfried“ und endlich 3 Stunden 51 Minuten für die „Götterdämmerung“. Die ununterbrochene Aufführung der zehn Werke hintereinander würde, falls sich der Mann nicht verrechnet, nicht weniger als 1911 Minuten, d. h. 1 Tag 7 Stunden und 51 Minuten Mußt ausmachen.

Einige interessante Daten aus der Geschichte unserer Kinderwiege.

Bekanntlich wurde dem italienischen Königspaar kürzlich eine prachtvolle Wiege für den ersten Sprößling geschenkt. Da dürften unsere Leser gewiß einige Daten aus der Geschichte der Wiege interessieren. In den ersten Zeiten, als die Völker noch im Nomadenzustand lebten, war eine Wiege ein unbekanntes Ding. Das neugeborene Kind wurde bei den alten Germanen, sowie bei allen Völkern, die von der Mutter auf dem Rücken getragen, entweder in den Falten ihres Gewandes oder in einem Tuche. Noch heute können wir das ja bei den Zigeunern beobachten; und auf altegyptischen Denkmälern sind Frauen mit Kindern auf dem Rücken abgebildet. Später, als aus den Nomaden feste Völker wurden, tauchte die Wiege zum ersten Male auf. Bei den Deutschen vertrat ein ausgehöhlter Baumkamm die Wiege, bei den Juden ein Korb aus Wintgenflecht, in dem ja bekanntlich auch Moses ausgefetzt wurde. Die Lateinländer, dieser rauhe und kriegerische Volkstamm, wieaten ihre Kinder im Schilde ihres Vaters, während die Römer bereits die Wiege mit allem Raffinement ausstatteten. Im Mittelalter war es Sitte geworden, für Kinder reicher Leute, außer der gewöhnlichen Wiege für alle Tage, gewissermaßen eine Parade wiege anzuschaffen. Seit einigen Jahren hat sich die Wiege bei uns eigentlich überlebt, ihre Stelle hat der Kinderwagen eingenommen.

Parlamentarische Besessenen gegen den ehemaligen Prinzen von Wales.

Die mannigfachen merkwürdigen und altchönwürdigen Gedächtnisse des britischen Parlaments haben vor Jahren

einmal zu einer kleinen Bösheit gegen den jetzigen König Edward den Zweiten geführt, die augenblicklich in englischen Blättern wieder aufgewärmt wird. Die Deffentlichkeit der Parlamenssitzungen hängt in England nicht von der Verfassung ab, sondern ist nichts anderes als eine stillschweigende Duldung des Hauses, und wenn auch die Gallerien in Westminster überfüllt sind, so besteht noch jetzt der eigentlich recht komische Ueberrest aus mittelalterlicher Zeit, daß die Gemeinen ganz unter sich, unbeachtet von „Fremden im Hause“ ihre Beratungen abhalten. In den 70er Jahren lag es noch in dem Belieben jedes einzelnen Abgeordneten, eventuell darauf zu bestehen, daß wirklich keine „Fremden“ der Sitzung beizuhören dürften, was jedoch inzwischen eine kleine Aenderung erfahren hat. Damals ereignete es sich, daß eine Vorlage auf der Tagesordnung des Unterhauses stand, die mit der Zucht von Vollblutpferden zu thun hatte und deshalb unter anderen Sportfreunden auch den Prinzen von Wales lebhaft interessirte. Der letztere stellte sich deshalb zu der Sitzung ein und ließ sich behaglich in der Hofloge nieder, während die Gallerien des Hauses mit einer ausnehmend distinguirten Zuhörerschaft gefüllt waren. Der erste Redner zu der Vorlage, Chaplin, hatte sich feierlich erhoben, nahm sein umfangreiches Manuscript zur Hand, ließ sein Monocle fallen und begann mit der üblichen Anrede: „Mr. Speaker!“ — In demselben Moment erhob sich inmitten der irischen Abgeordneten das Mitglied O'Hara und wandte sich ebenfalls mit einem energischen „Speaker“ an den Sprecher des Hauses, welcher unwillig ob der Störung pflichtgemäß sein Antlitz dem Sörenfried zuwandte. „Mr. Speaker, ich bemerke Fremde im Hause!“ Diese wenigen Worte genügten nach Parlamentsbrauch dem Sprecher, trotz wütenden Widerspruches der Mehrzahl der Abgeordneten, die sofortige Entfernung der „Fremden“, also auch des Prinzen von Wales, zu veranlassen. Die Gallerien waren in 5 Minuten geräumt und die Beratung konnte „unbeobachtet von Fremden“ vor sich gehen, natürlich zum größten Verdruß des Prinzen und seiner fashionablen Gefolgschaft.

Ein Viehhändler, der die Lehren der Philosophie praktisch auslegen verheißt.

Ein Viehhändler in Schrimm läßt seinen Sohn studiren. In den Ferien kommt der Letztere zu Besuch nach Hause. In einem Pflaundersbüchlein fragt der Vater den Sohn, was er denn eigentlich studire.

„Philosophie,“ antwortet dieser. „Philosophie, was ist das?“ fragte der Vater weiter.

„Das ist mit wenigen Worten schwer zu erklären, und Du wirst mich doch nicht verstehen. Aber ich will versuchen, es Dir durch ein Beispiel klar zu machen. Affo: Du glaubst, Du seiest in Schrimm, nicht wahr?“

„Ja wohl, und das bin ich auch.“

„Nun, ich werde Dir mit Hilfe der Philosophie beweisen, daß Du nicht in Schrimm bist.“

„So? Da wäre ich denn doch neugierig!“

„Affo: Wenn Du in Schrimm bist, dann bist Du doch nicht in Lengefeld, wie?“

„Nein, dann bin ich nicht in Lengefeld.“

„Wenn Du aber nicht in Lengefeld bist, dann bist Du doch anderswo, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„A also, siehst Du, da Du anderswo bist, so bist Du doch nicht in Schrimm!“

Wiederkehr einer Bauchfellentzündung, die das Leben des Herzogs schon dreimal in Gefahr gebracht hatte. Aber seine kräftige Constitution schien alle Krankheitsanfalle zu überwinden, und man sah ihn trotz der furchtbaren Schmerzen, die er litt, hin und wieder durch die Straßen der Stadt fahren. Eines Abends aber verbrachte sich das Gerücht, daß der Herzog im Sterben liege. Die kaiserliche Familie wurde sofort benachrichtigt, und die Großfürsten und die Großfürstinnen eilten an das Bett des Sterbenden. Ein Theil der Nacht verging; der Herzog schien kein Lebenszeichen von sich zu geben, sein Körper befand sich bereits im Zustand der Todesstarre. „Hohet! Hohet!“ jagte feierlich der Leibarzt; „es kann sich nur noch um Stunden handeln“. Den Großfürsten schien der Todeskampf aber zu lange zu dauern, und sie zogen sich bei Tagesanbruch zurück, nachdem sie versprochen hatten, in den ersten Vormittagsstunden wiederzukommen.

Einer der Großfürsten wandte sich, bevor er den herzoglichen Palast verließ, an die Flügeladjutanten und sagte: „Sobald der Herzog den letzten Seufzer gethan haben wird, holen Sie seine Generalsuniform und alle seine Orden hervor und kleiden ihn an, so hatte er es sich oft gewünscht.“ Aber der Herzog dachte gar nicht daran, den letzten Seufzer zu thun, und der Leibarzt Dr. Berlin konnte nach einigen Stunden sogar konstatiren, daß der Kranke wieder zu sich kam; eine Aetherinjection brachte ihn vollends zum Bewußtsein. Am Vormittag kamen die Großfürsten wieder, um — wie sie meinten — die Trauerbotschaft zu vernehmen; schweigend öffneten sie die Thüre des „Sterbegimmers“. Der Herzog lag in seiner Uniform und mit seinen Orden auf dem Bette. ... Erfurchtsvoll näherte sich jeder dem Sterbelager. Blicke richtete sich die „Leiche“ auf und sagte mit freundlichem Lächeln: „Ich bin nicht todt, Kinder und gehe noch heute aufs Land!“ Und so geschah es.

Ein Viehhändler, der die Lehren der Philosophie praktisch auslegen verheißt.

Ein Viehhändler in Schrimm läßt seinen Sohn studiren. In den Ferien kommt der Letztere zu Besuch nach Hause. In einem Pflaundersbüchlein fragt der Vater den Sohn, was er denn eigentlich studire.

„Philosophie,“ antwortet dieser. „Philosophie, was ist das?“ fragte der Vater weiter.

„Das ist mit wenigen Worten schwer zu erklären, und Du wirst mich doch nicht verstehen. Aber ich will versuchen, es Dir durch ein Beispiel klar zu machen. Affo: Du glaubst, Du seiest in Schrimm, nicht wahr?“

„Ja wohl, und das bin ich auch.“

„Nun, ich werde Dir mit Hilfe der Philosophie beweisen, daß Du nicht in Schrimm bist.“

„So? Da wäre ich denn doch neugierig!“

„Affo: Wenn Du in Schrimm bist, dann bist Du doch nicht in Lengefeld, wie?“

„Nein, dann bin ich nicht in Lengefeld.“

„Wenn Du aber nicht in Lengefeld bist, dann bist Du doch anderswo, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„A also, siehst Du, da Du anderswo bist, so bist Du doch nicht in Schrimm!“

Die „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ hat aus der heftigen Zeitung folgenden Satz herausgeholt: „Für die, der durch das, von dem Kloster Loccum erbaute Hospiz in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Insel Langoog kommenden Badereisenden hat sich für die kommende Saison eine wesentliche Verbesserung hinsichtlich der Seereise vollzogen.“ Es ist zu befürchten, daß die Seerkrankheit trotz der Verbesserung der Reise schon beim Lesen dieses Satzes eintrete.

Wie die Augsburger Abendztg. angiebt, sind „in den 10 Jahren von 1890 bis 1900 in der Stadt Bombay etwa über 60,000 Todesfälle durch die Pest verurteilt worden.“ Welch eine Stobspost!

In der Augsburger Abendzeitung wird angezeigt: „Ein braunes Portemonnaie, auf den Namen „Franz“ hörend, hat sich verlaufen.“ Wenn das Portemonnaie nur nicht als geleertes Franz zurückkehrt!